
Michael Hampe

Gesetz und Distanz



Geboren 1961 in Hannover. Studium der Philosophie, Psychologie und Biologie in Heidelberg und Cambridge. Promotion 1989, Habilitation 1994, beides in Heidelberg, 1984-1989 wissenschaftlicher Angestellter, 1989-1994 wissenschaftlicher Assistent und seit 1994 Oberassistent und Privatdozent an der Universität Heidelberg, 1990/91 und 1991/92 Visiting Professor am Trinity College Dublin. Seit 1995 Leiter eines DFG-Projektes im Rahmen des Gerhard-Hess-Programms über Prinzipien der Gesetzmäßigkeit und ihre Anwendung in Natur-, Sozial- und Rechtswissenschaften. Veröffentlichungen zur jüngsten Geschichte der Metaphysik, zu philosophischen Problemen der Psychologie und Biologie und zur Rechtsphilosophie; Bücher: *Die Wahrnehmungen der Organismen* (1990), *Gesetz und Distanz* (1996) — Adresse: Philosophisches Seminar, Universität Heidelberg, Schulgasse 6, D-69117 Heidelberg.

„Jetzt“, schrie der Denker, nachdem er stundenlang in seinem Zimmer schweigend hin- und hergegangen war, „will ich einmal auf die Uhr schauen!“ Und er schaute auf das Thermometer. Und nachher wußte er auch die Temperatur nicht.
(Ludwig Hohl)

Das Wissenschaftskolleg scheint mir eine unwiderlegbare Institution, poppersch gesprochen eine immunisierte Anstalt. Es ist ein Haus, in dem man sowohl sein gutes wie sein schlechtes Gewissen in Gang halten kann, je nachdem, ob man eher masochistisch oder narzißtisch veranlagt ist. Das Kolleg jedoch hat, was immer man vollbracht oder nicht vollbracht hat, immer Gutes getan. Denn wer ein Buch tatsächlich fertigbringt, kann ein gutes Gewissen haben, weil es ja ein Ziel des Hauses ist, dem Einzelnen zu erlauben, jenseits von den Anstrengungen der Lehre seiner Arbeit nachzugehen und sie eventuell zu Ende bringen zu können. Wer kein Buch fertigbringt, kann auch ein gutes Gewissen haben. Denn Ziel des Hauses ist es ja, durch interdisziplinären Austausch zu verunsichern. Wer bei dieser Verunsicherung einsieht, daß sein Projekt ein unsinniges war, hat der wissenschaftlichen Welt ein

weiteres überflüssiges Werk erspart und kann im Bewußtsein nach Hause fahren, einen geistigen Fortschritt gemacht und einen schweren Fehler vermieden zu haben. Andererseits kann derjenige, der ein Buch fertig geschrieben hat, auch begründeterweise ein schlechtes Gewissen haben, denn welche Borniertheit hat es ihm erlaubt, sein vorgenommene Projekt angesichts so vieler kritischer Stimmen einfach stur weiterzuverfolgen? Doch auch wer kein Buch fertigbringt, darf sich schuldbehaftet auf die Haupt streuen. Saß er etwa nur im Deutschen Theater, der Philharmonie, der Ewigen Lampe oder dem Delphi-Kino? Hat er sich als unfähig erwiesen, den plötzlichen Freiraum zu nutzen? Kann er nur arbeiten, wenn seine Zeit streng reglementiert ist? Schreibe ein Buch oder schreibe kein Buch, beides kannst Du im Kolleg bereuen oder auch nicht bereuen, könnte man frei nach Kierkegaard sagen. Der Intention des Instituts entsprichst Du jedoch in jedem Fall.

Schlecht geht es im Kolleg nur denen, die nicht eindeutig auf Narzißmus oder Masochismus festgelegt sind, weil sie nicht wissen, ob sie ein schlechtes oder ein gutes Gewissen haben sollen, was immer sie auch zustande oder auch nicht zustande gebracht haben. Entsprechend weiß ich nicht, ob ich mich über die Fertigstellung eines Buches mit dem Titel „Gesetz und Distanz“, in dem es um den Gesetzesbegriff in der theoretischen und praktischen Philosophie und die mit ihm verbundenen Erkenntniseinstellungen (distanziert oder beteiligt) geht, freuen oder ärgern soll. Ohne das Kolleg hätte ich es nicht schreiben können. Es stellt die Ausarbeitung der ersten drei Kapitel meiner Habilitationsschrift dar. Ohne die Entfernung von meiner Heimatinstitution, in der mein Vorhaben den Leuten, die ich dort auf dem Flur treffe, bekannt selbstverständlich bzw. dubios ist, hätte ich nicht die Möglichkeit gehabt, noch einmal tief Atem zu holen und von vorne anzufangen. Mit klugen Menschen zu reden, die von den schon seit 1989 verfolgten Überlegungen nichts wissen, gab mir die Möglichkeit, alles noch einmal zu durchdenken.

Ein solcher Freiraum wirkt jedoch nicht nur befreiend, sondern ist manchmal auch ziemlich schmerzhaft und verwirrend. Vor allem dann, wenn man sich schon früh daran gewöhnt hat, sich die Zeit für das Schreiben von den sonstigen Unterrichts- und Verwaltungspflichten abzusparen, so daß man froh ist, wenn man überhaupt etwas zu Papier bringt. In der nicht eingeschränkten Situation fand ich mich oft in dem im Motto geschilderten Zustand der Konfusion und Desorientierung wieder. Und auch, ob das Ganze gut und nötig war, ob das Zu-Papierbringen dieses nochmaligen Durchdenkens (abgesehen von den Publikationsnotwendigkeiten, denen Menschen unterliegen, die wie ich ihren Lebensunterhalt mit Hilfe von Zeitverträgen fristen) ein besseres

Resultat meiner Beschäftigungen ist als das ohne die Muße des Kollegs sicher unvermeidlich langsame Versickern von Gedanken, die sich akkumulieren, jedoch, solange sie nicht neu geordnet werden, keinen Niederschlag in Druckerschwärze finden dürften, überlasse ich den zukünftigen Lesern bzw. den Augenblicksbewertungen meines wankelmütigen Gewissens.

Eine These dieses Buches ist, daß unser bisheriges Bild theoretischer und praktischer Gesetze und unsere Idee des Wissens von ihnen traditionell mit der Vorstellung unendlich distanzierter und unbeteiligter Wissens verbunden wird. Diese Verbindung ist jedoch keine notwendige. Es gibt Grade der Distanziertheit und Beteiligung in verschiedenen Wissensformen und theoretische wie praktische Gesetze können in unterschiedlichen Wissens Einstellungen gewußt werden. Der Vorwurf, daß ein Gesetz, aufgefaßt als absolute theoretische Gewißheit (in einer axiomatisierten Theorie) oder unerschütterliche praktische Verbindlichkeit (in einem Gesetzeskodex), doch eine Fiktion sei, ergibt sich in der Regel aus der unterstellten Wissens Einstellung unendlicher Distanz, die für unsere Wissenskultur in vielen Bereichen (Natur- wie Geisteswissenschaften) trotz aller „kritischen Theorie“ noch als fiktives Selbstbild, wenn auch nicht als tatsächliches Faktum, charakteristisch ist und dann mit der angeblichen Nüchternheit und dem vermeintlich abgeklärten Mut derer, die den Anker der Gewißheit nicht mehr zu brauchen scheinen, im Hinweis auf die Geschichtlichkeit und Unsicherheit allen Wissens unterlaufen wird. Dieses m. E. in der Regel irrige Selbstbild und der sich an es anschließende Pseudoheroismus eines historischen Relativismus führt nicht nur erstens zu einer falschen Charakterisierung unseres Gesetzeswissens, sondern auch zweitens zu einer irrtümlichen (nämlich scharf trennenden) Verhältnisbestimmung von Theorie und Praxis und schließlich drittens zu einer Metaphysikschelte, in der diesem philosophischen Unternehmen unterstellt wird, es hätte in seinem Streben nach distanzierter Erkenntnis auf unkritische und unsere Erkenntnisfähigkeit weit überschätzende Weise letzte theoretische und praktische Gesetze gesucht; eine völlig falsche historische Diagnose, die sich aus einer zu sehr schematisierten Lektüre des immer gleichen Textkanons (eher Descartes, Kant und Wittgenstein als Cusanus, Spinoza und Peirce) ergibt.

Da zwei meiner philosophischen Mitfellows das, was ich in dem Buch als Irrtümer kritisieren möchte, in ihren mittäglichen Überlegungen und offiziellen Beiträgen vorführten, nämlich vermeintlich unendlich distanziertes wertfreies Wissen (Kondylis) und vereinfachende Metaphysikkritik (Putnam), sah ich mein Projekt allein schon auf Grund meiner unmittelbaren philosophischen Umgebung nicht als sinnlos an. Insofern

wurde mein Arbeitseifer angestachelt, die Idee wieder belebt, es doch aufzuschreiben. Es entwickelte sich daraus allerdings für mich auch eine ungemütliche Spannung, wie sie sich dort ganz selbstverständlich ergibt, wo sich Personen mit sehr grundlegenden intellektuellen Differenzen immer wieder begegnen, die jedoch keinen Weg sehen, diese durch eine Diskussion zu bereinigen oder ein ernsthaftes Gespräch zu führen, ohne angestrengt über sie hinwegsehen zu müssen. Erstaunt und erfreut nahm ich zur Kenntnis, daß bei einigen Historikern und Ökonomen meine Vorstellungen von Graden der Beteiligung und Distanzierung im Wissen von Regularitäten nicht als fremdartig angesehen wurden, was wohl daran liegt, daß diesen Disziplinen das Erkenntnisideal unendlicher Distanziertheit und Wertfreiheit immer suspekt gewesen ist.

Neben diesem Buch schrieb ich drei Artikel, die mit dem oben genannten Thema zusammenhängen und die Vorbereitung zu einem weiteren Buch darstellen, das im Rahmen eines DFG-Projektes (zum Gesetzeswissen in den Einzelwissenschaften) entstehen soll. Die Verwaltung dieses Projektes brach im Februar über mich herein und wurde dann großzügig vom Kolleg durch Herrn Nettelbeck, Herrn Domnick und die beiden Damen Barkowski aufgefangen, indem Sibylla Lotter und Peter König als die anderen beiden Projektmitarbeiter am Wissenschaftskolleg angestellt wurden. Im Rahmen dieses Projektes veranstaltete ich auch ein Seminar zum Gesetzesbegriff in den Naturwissenschaften, das das Wissenschaftskolleg organisatorisch und finanziell großzügig unterstützte und das eigentlich der Vorbereitung der Arbeit an dem oben genannten zweiten Buch über Gesetzmäßigkeit dienen sollte. Doch die Diskussionsergebnisse dieses Seminars schlugen sich noch in letzter Minute vor der Drucklegung von „Gesetz und Distanz“ in diesem nieder.

Das Material, das ich während der gesamten neun Monate in Form von Lektürenotizen, Vorlesungsbesuchen an den Berliner Universitäten und Kopien hier angesammelt habe, wird sicher reichen, um mich für die nächsten fünf Jahre mit der gedanklichen Auswertung zu beschäftigen.

Nach 14 Jahren in Heidelberg war es sehr angenehm, in einer Großstadt zu sein, und ich bedauere ein wenig, zurück in die Provinz zu müssen, obwohl ich weiß, daß die Situation am Wissenschaftskolleg nicht repräsentativ für ein Berliner Wissenschaftlerleben ist. Denn erstaunlich fand ich, wie gering doch der Austausch zwischen den Philosophen an den drei Universitäten letztlich ist, und daß es für einen Außenseiter, der in der Stadt nirgends fest installiert ist, offensichtlich doch leichter ist, überall einmal vorbeizuschauen, als für die hier Etablierten. Der Charakter der drei Philosophischen Seminare unterscheidet sich stark,

wobei man beim Institut der Freien Universität wegen seiner Größe wiederum kaum von einem einheitlichen Institutscharakter sprechen kann. Die Möglichkeit, die in Berlin sehr groß ist, eines in der Philosophie zugegebenermaßen sehr anstrengenden gedanklichen Austauschs, der in diesem Fach nicht nur verlangt Überzeugungsgrenzen, sondern auch Geschmacksbarrieren des Ausdrucks zu überwinden, spielt für die in den Instituten hier Bestallten inzwischen nach meinem Eindruck nur eine geringe Rolle. Es gibt in diesem Sinne in Berlin trotz vieler Philosophen keine Philosophieszene, sondern verschiedene philosophische Provinzen, eine in Dahlem, eine am Ernst-Reuter-Platz (bzw. der Siemensstadt) und eine in Berlin Mitte. Hier liegen die Verhältnisse nicht anders als in den räumlich vergleichbaren Beziehungen im Verhältnis der Philosophischen Seminare der Universitäten von Heidelberg, Mannheim und Frankfurt zueinander. Das ist bedauerlich, weil es vielleicht eine hinter der akademischen Betriebsamkeit verborgene gedankliche Trägheit oder Ängstlichkeit in meiner Zunft anzeigt, die mir zu kritisieren hier allerdings nicht ansteht, weil ich sie als Besucher mit einem leeren Terminkalender und in der Gewißheit, mich nicht zu irgendeiner Gruppe zugehörig zeigen zu müssen, nicht überwinden mußte, sondern aus der komfortablen Situation eines Außenseiters lediglich beobachten konnte.

Komfortabel war diese Situation nicht nur wegen der Lage des Kollegs und der Befreiung von den Alltagspflichten, sondern vor allem wegen des „Betriebsklimas“ im Hause. Deutsche Institute und Anstalten beliebiger Art waren mir bisher immer als Sammelstellen menschlicher Mufflons und Griesgrame erschienen, gewissermaßen als Orte der (kantisch gesprochen) unbedingten Übellaunigkeit überhaupt. Ich habe mich da als deutscher Beamter immer brav eingefügt und nur in England und Irland andere Möglichkeiten des bürokratischen Daseins erlebt. Daß es auch hier anders geht und nicht nur so zum Schein mal für die ersten zwei Wochen, sondern habituell, hat mich erstaunt und in höchstem Maße erfreut. Wohnt man in der Wallotstraße 19, machen es einem die regelmäßigen Begegnungen mit Frau Biegger, Frau Klöhn und Frau Sanders schwer, den Grimm über die Dämlichkeiten der eigenen gedanklichen Produktionen mißmutig auf den vermeintlich unsinnigen Rest der Welt zu schieben.